

Kaiser Max an der Martinswand

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1926-1927)**

Heft 18

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668779>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geschichte und Sagen weben sich ineinander.
Der „Zettel“ ist die Zeit, die vergeht mit Lust
und Leid; als stumme und doch wieder so be-

redte Zeugen der Vergangenheit grüßt uns
eine solche Burg wie „Altenklingen“ seit über
1000 Jahren.



Kleiner Wandteppich. Woll- und Leinenstickerei,
datiert 1611, mit Szenen aus der Geschichte von
David und Abigail (1. Sam. 25) in der Art mittel-
alterlicher Erzählungsbilder.

Kaiser Max an der Martinswand.

(Ostermontag 1490.)

Willkommen, Tyrolerherzen, die ihr so bieder schlägt,
Willkommen, Tyrolergletscher, die ihr den Himmel tragt,
Ihr Wohnungen der Treue, ihr Täler voller Duft,
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft! —

Wer ist der feste Schütze im grünen Jagdgewand,
Den Gemsbart auf dem Hüttlein, die Armbrust in der Hand,
Deß Aug' so flammend glüheth wie hoher Königsblick,
Deß Herz so still sich freuet an kühnem Jägerglück?

Das ist der Max von Habsburg auf lust'ger Gemsenjagd,
Seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gemse wagt!
Der schwingt sich auf und klettert in pfeilbeschwingtem Lauf,
Sei, wie das geht so lustig durch Klust und Wand hinauf!

Jetzt über Steingerölle, jetzt über tiefe Gruft,
Jetzt kriechend hart am Boden, jetzt fliegend durch die Luft!
Und jetzt? — Halt ein, nicht weiter! jetzt ist er festgebannt,
Klust vor ihm, Klust zur Seite, und oben jähe Wand!

Der Max, der sich schwingt zur Sonne, hält hier die erste Rast,
Des Fittigs Kraft ist gebrochen und Schwindel hat ihn erfaßt;
Wollt' einer von hier zum Tale hinab ein Stieglein haun,
Müßt', traun, ganz Tyrol und Steyer die Steine dazu behaun.

Wohl hat die Amm' einst Maxen erzählt von der Martinswand,
Daß schon beim leisen Gedanken das Aug' in Nebeln schwand,
Und ob sie wahr erzählte, erseh'n nun kann er's hier,
Daß er's nie weiter plaudre, gesorgt ist schon dafür!



Kaiser Max an der Martinswand. Nach einem Gemälde von Schwind.

Da steht der Kaisersprosse, Fels ist sein Throngezelt,
 Sein Szepter Moosgeflechte, an das er schwindelnd sich hält,
 Auch ist eine Aussicht droben, so weit und wunderschön,
 Daß ihm vor lauter Schauen die Sinne fast vergehn.

Tief unten liegt das Jnnthal, ein Teppich lustig grün,
 Wie Fäden durch's Gewebe zieh'n Straß' und Strom dahin.
 Die Bergkolosse liegen rings eingeschrumpft zu Hauf
 Und schaun, ein Friedhof voll Hügel, zu Wagen mahnend auf.

Jetzt stößt er, Hülfe rufend, mit Macht hinein ins Horn,
 Daß es in Lüften gelle, als dröhnte Gewitterzorn.
 Ein Teufelchen, das kichert im nahen Fessenspalt;
 Denn nicht zu Tale bringet des Hülferuf's Gewalt.

Ins Horn nun stößt er wieder, daß es fast platzend bricht;
 Ho, ho, nicht so gelärmet! da hilft das Schreien nicht,
 Denn liebte ihn sein Volk nicht, was er auch bieten mag,
 Herr Max, er bliebe sitzen bis an den jüngsten Tag!

Was nicht das Ohr vernommen, das hat das Aug' gesehn;
 Die unten sahn ihn schweben auf pfadlos steilen Höhn,
 Gebet und Glocken rufen für ihn zum Himmelsdom,
 Von Kirche zu Kirche wallfährt der bange Menschenstrom.

Jetzt an dem Fuß des Fessens erscheint ein bunter Chor,
 Ein Priester inmitten, weisend das Sakrament empor,
 Max sieht nicht das bunte Wimmeln auf ferner Talesflur,
 Er sieht das blitzende Glänzen der Goldmonstranze nur.

„Fahr wohl nun, Welt und Leben! Schwer fällt der Abschied mir,
 O unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!
 Ich schien ein Baum voll Blüten, — dein Blitz hat ihn erschlagen, —
 Ach gerne hätt' er früher noch süße Frucht getragen!

„Ich schien ein Bauherr, türmend den Dom zu deinem Ruhm. —
 Nicht durft' er ganz vollenden der Liebe Heiligtum!
 Ein Priester, plötzlich stürzend tot an des Altars Stufen,
 Er hätte gern erst Segen noch über's Volk gerufen!

„So mag dies Herz denn brechen, von Lieb' und Segen voll,
 So modre nun mein Busen, der tatenschwanger schwoll,
 Verwelke, Hand, denn nimmer krönt deine Müh' Gedeihn!
 Nur Gottes bester Engel kann hier mein Retter sein!“

Er spricht's und hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm,
 Und in die Knie sinkt er und betet still und warm;
 Da klopft's auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor,
 „„Kommt' heim, du bist gerettet,““ so ruft es an sein Ohr.

Und einen Bergmann sieht er frohlächelnd vor sich stehn,
 Der fasset ihn beim Arme und winkt ihm fürder zu gehn,
 Mit Leitern, Stahl und Seilen wird kühn ein Pfad gebahnt,
 Wo Maxens Fußtritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand.

Der läßt ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd drohn,
 Wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron!
 Rasch geht's zu Tal, wo jauchzend Throl empfängt die Zwei,
 Kein Spötter kann belächeln die seltne Reiterei.

Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
 Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit,
 Ja, wohl ein Engel war es, ein Schutzgeist, stark und kühn,
 Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn. —

Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land
 Und zeigt den Ort, wo bebend einst Habsburgs Sprosse stand,
 Noch lebt die edle Kunde und jubelt himmelwärts
 Aus manchen Sängers Munde, aus aller Tyroler Herz.

Aus dem Romanzenfranz „Der letzte Ritter“ von Anastasius Grün.

Der alte Uhrmacher.

Von Edgar Chappuis.

Durch das Fenster der kleinen Kammer, in der Pierre Courboisier, der alte Uhrmacher, an der Arbeit saß, stahl sich ein freundlicher Sonnenstrahl. Er huschte über die goldglänzenden Mädchen, die herumlagen, liebte die roten, funkelnden Rubine, die sorgsam nach der Größe geordnet, nebeneinander auf einem Stücklein schwarzen Samts lagen, und schien Pierre über den lichtgewordenen weißschimmernden Scheitel; auch an dieser Stätte rastloser Arbeit ein wenig nahenden Frühlings zurücklassend.

Der alte Uhrmacher saß ganz in seine feine Arbeit vertieft, vorn über gebeugt da, die Lupe am Auge, in der Rechten ein winziges rotes Steinchen, das er nun mit der Pincette in das kunstvoll gearbeitete Gehäuse der bestellten Taschenuhr einsetzte. Dann schaute er auf, fuhr sich über die müden Augen und besah sich noch einmal die vollendete Arbeit. Und sie war gut! — Pierre kam sich bei der Neuansfertigung immer wie ein Schöpfer vor. Zauberte er nicht in feinstem Raume emsiges, leise tickendes Leben? War nicht sein Handwerk das eines Künstlers? Wieviele Uhren waren doch schon aus dem „Großen Dorf“ hoch oben im Neuenburger Jura in die weite Welt hinausgekommen und waren irgend einem Unbekannten zum treuen Begleiter fürs ganze Leben geworden! So eine Uhr war auch Leben, konnte auch von Schicksalen erzählen, und wenn sie einmal abgelaufen war, schien sie dem Leben der Menschen gleich, die Tag aus und ein den fast unhörbaren Pendelschlag des Herzens mit sich tragen, tick-tack! bei Tag und Nacht, in Freud und Leid, bis auch ihr Werk abgelaufen war und seinen Dienst getan hatte.

Pierre Courboisier gehörte einer alten Uhrmacherfamilie an. Vom Urgroßvater hatte der Vater die Kunst übernommen, um sie nachher dem Sohne weiter zu geben. Seit Generationen lebte dort oben in der rauhen Gegend alles von den Uhren. Trotzdem sich die Arbeit in der Hausindustrie meist spezialisiert hatte, daß der eine nur auf Steinen, der andere wie-

der bloß auf Mädchen, und ein Dritter an Feder und Ankerwerk arbeitete, verstand es Pierre doch als Meister, eine Uhr ganz allein und selbstständig fix und fertig zu vollenden, und das war sein ganzer Stolz und seine Freude, die ihn in den bald sechzig Arbeitsjahren nie verlassen hatte.

Jetzt begannen ihn die Augen zu schmerzen, die Hand wurde unsicher und zitterte ihm oft, auch der Leib wurde gebrechlich. Aber immer noch stellte er seinen Mann, dessen Arbeit weit und breit in der Runde als erstklassig bekannt war.

Rechts von ihm saß Jean, der älteste Sohn, der wohl bald das Geschäft übernehmen würde, links arbeiteten emsig zwei junge Mädchen und ordneten mit schlanken, zierlichen Fingern Nadelkopfgröße Steine, von welchen ein jeder seinen bestimmten Platz und Zweck auszufüllen hatte, sollte die Uhr gehen und dem Besitzer untrüglich genau die Stunden verkünden.

Vom nahen „Temple“, einer der Stadtkirchen, schlug es sieben Uhr.

Feierabend, Ruhezeit! — Pierre erhob sich, ordnete die vielen Feilen und Werkzeuge in einen Kasten, rieb die goldenen Sprungdeckel der soeben fertiggestellten Uhr mit einem weichen Lederlappen und legte sie dann ins bereitgestellte Etui. Nun konnte sie die Viselotte dem reichen Kaufmann an die Leopold Robertstraße hinüberbringen, der sie morgen der Tochter als Brautgeschenk geben wollte. Die heutige Arbeit war getan. Morgen war wieder einmal Sonntag, wo man die schmerzenden Augen und die müden Glieder ausruhen und bei schönem Wetter einen kleinen Spaziergang machen konnte.

Der Uhrmacher trat vor das Haus. Im Westen stand noch der letzte gelbliche Schein des scheidenden Tages. Aber im Osten ballten sich schwere dunkle Wolken. Es würde, Ende März, wieder Schnee fallen, Schnee, den man hier oben vom Oktober bis oft weit in den Mai hinein beherbergen mußte. Und doch liebte Pierre